

Nr. 208 Bromberg, den 12. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

Der Diener entwindet sich ihrem Griff und rennt, so schnell er kann, durch die Seitentür hinaus und zum Stall, um ihren Befehl zu befolgen.

„Diane! Diane!!" ruft Oliver beschwörend und streckt die Arme nach ihr aus.

Sie stößt ihn wirren Blickes beiseite und eilt in das Schlafzimmer ihres Vaters. Oliver will ihr folgen, doch sie hat schon die Tür hinter sich zugeschmettert und von innen abgeschlossen. Nun hört er sie drinnen rumoren. Voller Angst, sie könne in ihrer Verzweiflung Hand an sich legen, rüttelt er an der Tür. Doch nach wenigen Augenblicken fliegt die Tür wieder auf, und Diane erscheint auf der Schwelle. In der Hand hält sie eine Pistole, im Gürtel des Mantels steckt ein Buschmesser. Ihre langen Haare hat sie flüchtig um den Kopf geschlungen und ein weißes Tuch wie einen Turban darüber gebunden. Ein paar Strähnen hängen ihr noch über Stirn und Wangen. Sie sieht aus, als gehöre sie zu einer Caco-Bande.

„Diane! Um Gottes willen, was hast du vor?" schreit Oliver und tritt ihr in den Weg.

Ohne ihm einen Blick zu gönnen, stößt sie ihn beiseite und läuft aus dem Hause. Vor der Freitreppe kommt eben der Diener mit ihrem Pony an; das Tier ist ungesattelt und trägt nur das Stallhalfter. Diane reißt es dem Diener aus der Hand und ist mit einem Satz auf dem Rücken des Pferdes. Schon ist Oliver neben ihr und faßt nach ihrem Arm. Doch sofort zieht er die Hand mit einem Schmerzenslaut wieder zurück. Blut rinnt ihm über die Knöchel. Diane hat ihn gebissen. Sie würde jetzt jeden mit Zähnen und Nägeln zerfleischen, der es wagen wollte, ihren Drang nach Rache und Vergeltung zu hemmen.

Ehe Oliver einen zweiten Versuch machen kann, sie zurückzuhalten, hat sie dem Pony die nackten Fersen mit aller Wucht in die Flanken geschlagen. Das Tier macht einen erschreckten Seitensprung; es kann wohl nicht gleich begreifen, daß es ohne Sattel und Mundstück geritten werden soll. Dann aber stürmt es im Galopp durch das offenstehende Parktor und die Straße entlang der Stadt entgegen.

Noch ein paar Augenblicke hört Oliver das Getrappel der Hufe, dann nichts mehr. Ratlos blickt er Tristan an, der jetzt händeringend neben ihm steht.

„Wollen Sie ihr nachreiten?" fragt der alte Neger stöhnend. Und als Oliver eifrig nickt, ruft er dem jungen Diener zu: „Schnell das Pony von Monsieur Joseph satteln!"

13.

Nicht nur Diane Touzard ist in solche Raserei geraten. Ein einziger großer Schrei nach Rache vereint die ganze Bevölkerung von Port au Prince: Arm und Reich, Männer und Frauen, Hellhäutige, Mulatten und Schwarze.

Doch die Hauptschuldigen scheinen in voller Sicherheit zu sein: Präsident Sam, der die Tötung der Geiseln für den Fall eines Aufstandes offenbar längst angeordnet hatte, wird in der französischen Gesandtschaft von einem Arzt behandelt und gut verpflegt. General Etienne, der den Befehl zur Ausführung von Sams Anordnung gegeben, hat in der Gesandtschaft von Santo Domingo Zuflucht gefunden. Die Beamten des Staatsgefängnisses, die diese grausige Schlächterei vollbracht, da das Erschießen der Gefangenen ihrem Blutdurst noch nicht Genüge tat, haben sich in anderen Gesandtschaften versteckt oder sind aus der Stadt geflohen.

Doch die Menge will ihre Rache nehmen, und so ist die sonst so friedliche und heitere Stadt in eine tobende Hölle verwandelt. Wo auch immer jemand erspäht wird, von dem man weiß oder vermutet, daß er mit Sam befreundet war oder mit seiner Regierung sympathisierte, der wird niedergeschlagen, halbtot geprügelt und getreten. Die Wohnungen der geflüchteten Minister werden durchsucht und — da man niemanden darin findet — demoliert. Die reizende Frau Lefèvre, obwohl ganz unschuldig an den fürchterlichen Ereignissen, wird von ein paar Frauen, Mütter und Gattinnen von ermordeten Geiseln, hinter ihrem Hause im Hühnerstall entdeckt, herausgezerrt und so zugerichtet, daß sie wie tot liegen bleibt. Und niemand ist da, der diesem Wüten Einhalt gebieten kann. Es gibt jetzt in Haiti keine Regierung und keine öffentliche Gewalt. Doktor Bobo, der Führer der Revolution, ist noch im Norden des Landes, und dem von Bürgermeister Charles Delvar schnell gebildeten Komitee für die öffentliche Sicherheit" fehlt die Macht, seine guten Absichten durchzusetzen. Jene dreißig beherzten Männer waren wohl stark genug, eine ganze Cacotruppe, eine Leibwache und eine Regierung davonzujagen, aber der racheschnaubenden Volksmenge stehen sie ratlos gegenüber. —

Oliver Barring ist mit Ursprung und Sinn der Ereignisse, mit dem ganzen politischen Partei- und Cliquenwesen dieses Landes und dieser Stadt zu wenig vertraut, um sich in diesem Hexenkessel zurechtzufinden. Er weiß nicht, an wem Diane ihren Racheburst stillen will und in welche Gefahren sie sich jetzt begeben hat. Aber die Angst um sie und der feste Wille sie zu finden, hat ihm plötzlich so etwas wie Tatkraft verliehen. Es scheint ihm das Natürlichste, sie dort zu suchen, wo das Gemetzel stattgefunden hat. —

Schon von weitem sieht und hört er die vor dem Staatsgefängnis versammelte tobende Volksmenge. Da es unmöglich scheint, zu Pferde bis zum Gefängnis vorzudringen, bringt er das Pony im Hof eines Hauses unter und drängt sich zu Fuß Schritt für Schritt weiter. Je näher er dem Gebäude kommt, desto grauenhafter werden die Bilder. Auf der Straße steht das Blut buchstäblich in Pfützen; es ist bei der Metzelei unter dem Portal hindurchgeflossen. Dieses Portal ist jetzt in seiner ganzen Breite geöffnet, denn das Volk hat schon am frühen Morgen, sofort nach Bekanntwerden der Greuel, das Gefängnis gestürmt. Die Körper oder die Überreste vieler Opfer sind schon geborgen. Aber noch immer werden traurige Lasten aus dem Hof getragen und gefahren, — in Körben, auf Bahren, auf Karren, begleitet von Müttern und Vätern, von Frauen und Schwestern, — die einen starr und stumm, die anderen sich in ihrem Schmerz wie Wahnsinnige gebärdend.

Diane in dieser Volksmenge zu suchen, scheint Oliver aussichtslos. Er drängt sich in den Gefängnishof, um zunächst dort Umschau zu halten. Es bedarf seiner ganzen Willenskraft, um nicht sofort wieder umzukehren, so fürchterlich ist der Anblick vom Schauplatz des nächtlichen Massakers. In einer Ecke des Hofes spielt sich soeben der Schluß einer neuen Scheußlichkeit ab: Der Pöbel hat in irgendeinem Winkel noch einen Soldaten der Gefängniswache entdeckt, ihn herausgezogen und gelyncht; dabei weiß niemand, ob diesen armen Teufel überhaupt eine Schuld trifft. Oliver sieht gerade, wie ein junger Neger in irrsinniger Wut noch auf dem toten Körper herumtrampelt. Angeekelt, will er sich schon abwenden. Da erkennt er in diesem Burschen, dem der Wutgeifer von den wulstigen Lippen fließt, den sonst so harmlosen und lustigen Champagne, — Champagne, der zu solchem Racheakt am wenigsten Veranlassung hat, da keiner seiner Verwandten oder Freunde, überhaupt keiner aus seiner Gesellschaftsschicht unter den Opfern ist.

Empört packt Oliver den Tobenden hinten am Gürtel und reißt ihn zurück. Champagne springt ihm mit einem Wutschrei an die Brust. Erst eine Ohrfeige bringt ihn zur Besinnung und läßt ihn den Neffen seines Dienstherrn erkennen.

„Nichts Monsiou Sprink sagen! — bitte, bitte!“ fleht er nun erschrocken.

„Natürlich werde ich es ihm sagen, du Vieh!“ schreit Oliver erbittert und holt zu einer neuen Ohrfeige aus.

Champagne aber hat schnell einen roten Seidenfetzen aus der Tasche gezogen und hält ihn Oliver vor die Augen: „Wenn Sie Monsiou Sprink nicht sagen, was ich hier getan habe, dann werde ich Monsiou Sprink auch nicht verraten, was ich heute früh auf dem Gartenzaun neben der Laube gefunden habe.“

Oliver hat sofort erkannt, daß es ein Stück Stoff von Dianes rotem Kleide ist, und er erinnert sich daran, wie sie sich in der vergangenen Nacht bei dem eiligen Überklettern des Zaunes den Rock zerrissen hat. Ehe er noch auf Champagnes Frechheit eine richtige Antwort gefunden, verteidigt sich der Bursche weiter:

„Und weshalb soll ich nicht einem toten Soldaten einen Fußtritt geben dürfen, wenn ein so hübsches und feines junges Mädchen wie Mademoiselle Touzard sogar den Präsidenten Sam und den General Etienne totschießen will?“

„Wie kommst du darauf? Woraus schließt du das? Hast du sie gesehen? — So rede doch, verdammter Bursche!“ Oliver schüttelt Champagne ungeduldig an der Schulter.

„Sie war ja vorhin hier. Sie ist mitten durch die Menge geritten bis hier in den Hof. Das Pony hat viele Leute getreten. Sie suchte hier nach General Etienne. Aber man hat ihr gesagt, daß er schon lange in Sicherheit ist, — in der Dominikanischen Gesandtschaft. Da ist sie gleich wieder weggeritten. Wie ein Teufel hat sie ausgesehen, und alle haben ihr zugerufen...“

„Komm, komm!“ unterbricht Oliver den Redefluß. „Zeige mir, wo das ist! Schnell, schnell!“

Die beiden verlassen diesen Ort des Jammers, drängen sich wieder draußen durch die Volksmenge und rennen dann zum Gebäude der Gesandtschaft von Santo Domingo.

Ein Haufen Neugieriger steht davor. Es sind nicht mehr als zwanzig, aber sie sind in ungeheurer Aufregung.

„Frag schnell, ob Mademoiselle Touzard hier gewesen ist!“ befiehlt Oliver.

Champagne kann sich die Frage sparen. Die Umstehenden haben schon verstanden. Und nun reden so viele zugleich auf Oliver ein, daß er kein Wort versteht.

Doch Champagne, der sich als Olivers Mentor jetzt sehr wichtig vorkommt, winkt huldvoll ab und erklärt ihm dann: „Niemand hat Mademoiselle Touzard hier gesehen. Aber General Polynice ist drinnen. Als der Pförtner vorhin jemanden herausließ, da hat Polynice ihn zur Seite gestoßen und ist eingedrungen. — Seine drei Söhne sind nämlich auch mit unter den ermordeten Geiseln.“

Schon will sich Oliver abwenden, um seine Suche nach Diane fortzusetzen. Da wird er Zeuge einer neuen Schreckensszene:

Die Tür des Gebäudes fliegt auf, und zwei miteinander ringende Männer werden sichtbar. Einer von ihnen — es ist General Polynice — gewinnt die Oberhand und schleift den andern, den General Etienne, Sams Busenfreund, die Treppe hinunter und auf die Straße. Etienne kommt zu Fall, will sich wieder erheben. Doch die zwei Sekunden haben Polynice schon gereicht, um seine Pistole aus der Tasche zu ziehen.

„Für jeden meiner Söhne eine Kugel!“ schreit er. „Da! — da! — da!“

Und von drei Kugeln getroffen sinkt Etienne wieder zu Boden. Noch einmal schlägt er mit den Armen um sich; dann regt er sich nicht mehr. Er hat seine Untat mit dem Leben bezahlt.

— —

Diane ist vom Gefängnis zur französischen Gesandtschaft geritten. Sie findet Sams Zufluchtsort von einer riesigen Volksmenge belagert. Auch hier treibt sie ihr Pony rücksichtslos zwischen die Massen und beginnt dann die Leute aufzuhetzen. Weithin vernehmbar schallt ihre Stimme:

„Sie müssen uns Sam herausgeben! Und wenn sie nicht wollen, werden wir ihn uns selbst holen! In unserem Lande sind wir die Herren und nicht die Europäer! Wir erlauben nicht, daß sie diesen Mörder noch länger schützen! Vorwärts! Holt ihn heraus, den Bluthund!“

In diesem Ton geht es weiter. Zu immer größerer Wut stachelt sie die Menge an. Schon hat sich eine Schar um sie gesammelt, die zum gewaltsamen Einbruch in das Gebäude bereit ist. Da erscheint Direktor Lechaud, Mitglied vom „Komitee für die öffentliche Sicherheit“, auf dem Plan. Er läßt sich von ein paar Männern auf die Schultern heben und beschwört die Leute, nicht auf Diane zu hören.

„Wißt ihr nicht, daß ihr durch solche Gewalttat das Völkerrecht aufs schwerste verletzen, — daß ihr damit Frankreich einen hinreichenden Grund geben würdet, uns den Krieg zu erklären? Und wißt ihr, womit das enden könnte? Mit dem Verlust unseres Landes, unserer Selbständigkeit, unserer Freiheit, die unsere Vorfahren in langen schweren Jahren erkämpft haben!“

So ringen Diane und Direktor Lechaud miteinander um die Macht über diese leidenschaftlich bewegte Volksmenge. Gehässig greift sie den Mann an, der noch vor kurzem ihr Lehrer gewesen, den sie bisher immer verehrt hat. Sie beschimpft ihn, nennt ihn einen Feigling und Verräter. Und Lechaud zeigt mit ausgestrecktem Finger auf Diane, die seine liebste und sanfteste und klügste Schülerin gewesen, und ruft: „Hört nicht auf dieses wahnsinnige Weibstück, auf diese Furie in Menschengestalt, die unser Land ins Verderben stürzen will!“ — Die maßlose Erregbarkeit ihrer Rasse hat diese beiden seit Jahren einander wohlvertrauten Menschen in wenigen Augenblicken zu erbitterten Feinden gemacht.

Da gibt es eine neue Wendung: General Zamor kommt, mit einer kleinen Abteilung Soldaten, die er um sich gesammelt hat. Er scheint entschlossen, in die Gesandtschaft einzudringen. Diane und ihre Schar geraten in einen wahren Rachetaumel. Doch nun öffnet sich die Tür des Gebäudes, und auf der Schwelle erscheint ein junges Mädchen, nicht viel älter als Diane: die Tochter des Gesandten. Sie beschwört General Zamor, die Rechte Frankreichs zu achten, und sie erinnert ihn mit beredten Worten, daß dieses Haus auch ihm vor seinen Todfeinden monatelang Schutz gewährt hat. Dieser Appell an Gerechtigkeit und Dankbarkeit verfehlt nicht seinen Eindruck auf General Zamor — und auch nicht auf die Menge. Dianes Sache ist für diesmal verloren.

„Du entgehst uns nicht, Guillaume Sam!“ ruft sie, die Faust gegen das Gebäude schüttelnd. „Wir kommen wieder!“ Und dann fordert sie das Gesindel, das sich um sie geschart hat, auf, jetzt unter ihrer Führung zur Dominikanischen Gesandtschaft zu marschieren, um General Etienne aus seinem Versteck zu holen und zu lynchen.

Johlend folgt ihr eine Bande von mehr als hundert Leuten.

Auf halbem Wege begegnet Diane, an der Spitze ihrer Horde reitend, Oliver und Champagne, und so erfährt sie, daß ihnen General Polynice schon zuvorgekommen ist, — daß Oscar Etiennes Leiche ein paar hundert Meter weiter auf dem Straßenpflaster liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Radium verschwunden.

Ein Mann trägt den Tod in der Westentasche.

Von Hans Wörner.

Der Chefarzt des Krankenhauses zog einen kleinen, mit vielen Einkerbungen versehenen Schlüssel aus der inneren Tasche seines weißen Mantels und öffnete die Tür des in die Mauer eingebauten Radiumschrankes. „Das hier also“ — sagte er, während er die beiden Schlösser aufmerksam bediente und die dicke Stahltür vorsichtig aufzog — „das hier also ist die größte Kostbarkeit, die wir überhaupt besitzen. Dreißig Milligramm Radium kosten immerhin nicht viel weniger als zehntausend Mark!“

Ich trat gespannt näher, aber ich sah vorerst noch nicht viel, sah gar nichts als eine dunkelgraue Wand, eine Bleiplatte. Stahl nütze nichts gegen die seltsame Strahlenkraft des Radiums, erklärte der Arzt. Lediglich gegen Diebe sei sie berechnet.

Der Arzt drehte die Bleiplatte zur Seite. Ich sah in ein kleines Gefach, das allseitig mit schweren Bleiwänden abgeschirmt war. Und in dem Gefach lagen schmale Bleikästchen. Ehe er sie aber herausnahm, zeigte mein Führer auf die Bleiwände! Was war das? Diese handbreitdicken Platten waren zerfressen, regelrecht angeknabbert, als handele es sich um graugestrichenes Holz, in dem Holzwürmer und Borkenkäfer hausten! „Sie sehen, von wie ungeheurer Wirkung die Radiumstrahlen sind! Jedes Jahr müssen wir die Bleipanzer erneuern, weil das Radium unablässig an ihnen frißt. Ich muß Ihnen gestehen, selbst mir altem Praktiker kommt das immer wieder ungeheuerlich vor. Man wird eben den Eindruck nicht los, daß diesen geheimnisvollen Strahlen etwas ganz Rätselhaftes zugrunde liegt. Natürlich weiß man um die wissenschaftliche Erklärung ihrer Wirksamkeit, aber der einfache Mensch in uns erschrickt immer wieder aufs neue, wenn man diese Zerstörungsarbeit betrachtet“, sagte der Arzt.

„Schaden die Radiumstrahlen nicht auch uns, während wir hier vor dem geöffneten Schrank stehen?“ fragte ich. Es war mir übrigens gar nicht recht behaglich dabei. Das geschehe kaum, erklärte mein Gastgeber, es handele sich ja doch immerhin nur um Minuten, nicht um viele Stunden und Nächte, die das Radium hier im Schranke liege. Und den Kranken gebe man immer nur kleinere Mengen, stundenweise, immer unter strenger Aufsicht.

Dann hielt ich eines der kleinen Bleikästchen in der Hand. Es war etwa zehn Zentimeter lang, vier Zentimeter breit und ebenso hoch. Es hatte ein kleines Klappschloß und wog recht schwer. Ich glaubte, es sei leer. Als ich es aber öffnen durfte, sah ich kleine Rillen, in denen mittelgraue Stäbchen von der Länge eines Zentimeters und der Dicke zweier oder dreier Millimeter ruhten. Der Deckel des Kästchens hatte einen Wulst, der genau über diese Rillen paßte, so daß er die Stäbchen darinnen festhielt.

„Diese Stäbchen sind nicht etwa reines Radium, sie enthalten nur Radium. Wir müßten sonst mit zu kleinen Körperchen arbeiten, denn was ist schon eine Menge von dreißig Milligramm! Sie wäre kaum zu fassen, nicht wahr? Aber die Aktivität des Radiums leidet nicht unter dieser Bindung, nebenbei gesagt.“

Ich konnte mich nicht länger zurückhalten. „Was hat es für Folgen auf sich, wenn ich hier so stehe und die ungeschützten Stäbchen betrachte?“ fragte ich. — „Ich hoffe: gar keine, aber Sie haben die Dinger jetzt auch lange genug besehen, denke ich. Ich entsinne mich eines Falles, in dem ein Mann eine Weile mit einem solchen Radiumstäbchen spielte. Er drehte es zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her. Die Folge war, daß er nach ein paar Wochen ein böses Ekzem am Zeigefinger bekam.“ Ich gab das Kästchen zurück. Gerade in diesem Augenblick klingelte es!

Der Arzt nahm den Hörer des Hausfernsprechers und sprach mit einer Krankenstation. Ich hörte, daß man von Radium sprach. „In der Frauenabteilung soll Radium gebraucht werden“, sagte er. Nach einer Weile betrat eine Krankenschwester den Raum und erhielt eines der Bleikästchen. Sie mußte eine Quittung ausstellen, und der Zeitpunkt und die Menge der Abgabe wurden in eine Liste eingeschrieben. Man ist sehr vorsichtig mit Radium.

Wir sprachen über die Behandlungsmethoden, in denen Radium angewendet wird. Es ist nicht meine Sache, über diese Dinge zu schreiben. Aber es scheint mir festzustehen, daß es ausnahmslos böse Krankheiten sind, bei denen man Radium wirksam werden läßt. Immer geschieht es unter langwierigen Schutzmaßnahmen, bei denen die dem kranken benachbarten Organe durch Bleilagen gegen die Strahlen geschützt werden. Sie sollen ja nur auf kranke Gewebe wirken. Ein Kranker, bei dem Radium verwendet wird, schaut darum aus, als sei er vieler einzelner Wunden wegen verpflastert. In Wirklichkeit handelt es sich aber nur um Schutzpackungen, in deren Mitte dann das eine Radiumpflaster aufliegt.

Ich fragte, ob man nicht trotz der großen Vorsicht, mit der das Radium gehandhabt wird, schon Diebstähle oder andere Verluste an dem kostbaren Stoff erlebt habe. „Nun, dazu sind wir alle nur Menschen, sicherlich kommt es auch einmal zu einem Zwischenfall. So entsinne ich mich aus einer früheren Praxis eines Falles, in dem ein Radiumstäbchen aus einem Verband herausgenommen war und von einem Krankenwärter, der kein Radium kannte, achtlos mitgenommen wurde. Er hatte die Absicht, es nicht verlorengehen zu lassen, sah das Ding auf einem Tisch liegen und steckte es in die Westentasche. Als man den Verlust bemerkte, ahnte der Mann nicht, daß er das Zeug bei sich trug. Erst nach einer oder zwei Wochen kam er auf den Gedanken, jenes Ding in seiner Westentasche könne vielleicht das Radium sein, das im ganzen Krankenhaus gesucht wurde. Er gab es ab. Ein halbes Jahr später erkrankte er an einer rätselhaften Milzsache und starb bald darauf. Das Radium in seiner Westentasche hatte ihn das Leben gekostet!“

Heute gibt es übrigens ein Instrument, mit dem man verlorenes Radium suchen kann. Es heißt Elektroskop und zeigt selbst die schwächsten Radiumstrahlungen an, von denen es getroffen wird. Mein Führer erzählte davon.

„Auch in einem Nachbarbetrieb hatten wir einmal ein paar aufregende Tage, als wir zwanzig Milligramm Radium auf einmal vermißten. Es war in der Vertretungszeit, man hatte hin und her telephoniert, zuletzt saßen wir vor einem Aktenstück von Protokollen, aus denen sich niemand mehr ein rechtes Bild machen konnte. Die Einzelheiten sind Ihnen sicherlich auch weniger wertvoll. Jedenfalls begannen wir die Suche mit dem Elektroskop, und wir suchten gründlich. In den Zimmern der Assistentinnen, im Operationssaal, auf den Stationen, überall, wo der verschwundene Schatz nur sein konnte. Er war nicht da! Zuletzt gingen wir, schon auf dem Rückweg, zufällig an dem Ofen vorüber, in dem die schmutzigen Verbände verbrannt werden. Da schlug das Elektroskop aus! Das Radium war mit der Packung weggeworfen worden. Wir fanden es im Aschenkasten des Ofens als formlose Masse, die erst wieder umgegossen werden mußte, immerhin aber wenigstens gerettet war.“

Als ich den Arzt verließ, spürte ich ein tolles Unbehagen in meinem Magen. Mir fiel ein, daß ich das Radium, während ich das Stäbchen betrachtete, ungefähr dort gehalten hatte, wo ich das Zwicken fühlte. Aber zum Glück entsann ich mich gleich darauf, daß ich wohl ganz einfach hungrig sei.

Sandino erobert den Urwald.

Von G. W. Brandstetter.

Seit mehr als einem Jahr ist es still geworden um Augusto Sandino, den Rebellenführer von Nicaragua, von dessen Kampf gegen eine Weltmacht, gegen die Vereinigten Staaten, einst die Zeitungen täglich spaltenlang berichteten. Mit zehn Anhängern begann der junge Kaffeepflanzer den Widerstand gegen den Präsidenten Diaz und die Amerikaner. Fünfzig Gewehre besaß er, als er mit 800 Mann die Bergfestung El Chipote einnahm und zum Herrn über die Provinz Nueva Segovia wurde. Mit zweitausend durch Beutezüge und durch Ankäufe mit den modernsten Waffen ausgestatteten Indianern leistete er den amerikanischen Marinesoldaten, begünstigt durch den urwaldartigen Charakter des Kampfgebietes, heldenhaften Widerstand.

Der „General“ — wie er allgemein genannt wurde, obwohl ihm keine Regierung den Rang verliehen hatte — war entschieden ein Mann von Format. Die Nordamerikaner bezeichneten ihn als den Napoleon von Nicaragua, weniger um seinen Leistungen gerecht zu werden, als um ihre Schlappen durch Übersteigerung der Bedeutung ihres Gegners begreiflicher zu machen. Besondere Achtung flößte ihnen eine Tat Sandinos ein, die ihnen selbst trotz aller Bemühungen gründlich mißlungen war: Der Rebellengeneral hatte es verstanden, durch seine Persönlichkeit und durch rücksichtsloses, aber gerechtes Vorgehen bei seinen Anhängern die Trunksucht völlig auszurotten.

Sandino war sich wohl keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß er den weit überlegenen Amerikanern gegenüber Angriffserfolge nicht erhoffen durfte. So zog er sich mit seiner Truppe immer mehr in das fast unwegsame Innere des Landes zurück, von wo aus er aber immer noch für die Machthaber in Managua, der Landeshauptstadt, eine Gefahr blieb.

Nun hat Sandino mit der Regierung Frieden geschlossen. Wenn er auch das von ihm erstrebte Ziel, den Sturz der politischen Gegner, nicht erreichte, so konnte er doch angesichts seiner bedrängten Lage mit den Friedensbedingungen durchaus zufrieden sein. Auf jeden Fall ging er unbesiegt aus dem Kampf hervor. Zwar verpflichtete er sich, den größten Teil seiner Waffen abzuliefern; doch darf er sich weiterhin eine starke eigene Truppe als Leibwache halten.

Sandino, der seinem gepflegten Äußeren nach alles andere als ein Banditenführer ist, hat sich nun eine neue Aufgabe gestellt. Er will nicht nur seine bisherigen Mitkämpfer einem friedlichen Leben zuführen, sondern auch den Urwald erobern, seinen dunkelhäutigen Landsleuten die Zivilisation bringen. Die Regierung läßt ihm freie Hand, und Sandino ist der unumschränkte Herr weiter Landstriche im Norden Nicaraguas.

Mehr als sechzig von hundert Einwohnern der Provinz Nueva Segovia sind Indianer, Nachkommen des alten Kulturvolkes der Maya. Freilich verfielen diese Eingeborenen wieder in einen Zustand fast völliger Verwilderung. Sie kommen als schaffende Kräfte des Landes nicht in Betracht, leben als Jäger im Urwald. Aus diesen Eingeborenen nahm Sandino zum Teil seine Soldaten. Jetzt will er sie nicht wieder in den früheren Zustand verfallen lassen, sondern sie lehren, den Urwald zu erobern, Dörfer zu bauen, den jungfräulichen Boden urbar zu machen.

Ein Beamter aus Managua, der von der Regierung den Auftrag hatte, den Zug Sandinos in sein Betätigungsgebiet zu begleiten, berichtet in amerikanischen Zeitungen hiervon. Mit seiner hundertköpfigen Leibwache und doppelt soviel ihrer Angehörigen brach der General nach Norden auf. Lebensmittel konnten nicht mitgefürt werden. Die Soldaten schossen unterwegs, was ihnen vor die Büchse kam. Ihre Beute teilten sie brüderlich mit den Eingeborenen, die kamen, um den berühmten Freiheitskämpfer zu begrüßen. Nach sechstägigem anstrengenden Marsch durch den Urwald, wobei der Weg oft mit dem Buschmesser gehauen werden mußte, wurde der Rio Coco erreicht. Von hier aus setzte Sandino die Fahrt auf Indianerkähnen fort. Nach weiteren sechs Tagen tauchte Sandinos im Urwald völlig verlorenes Hauptquartier Bocay auf. Hier soll in kurzer Zeit der Urwald verschwinden, um Pflanzungen Platz zu machen. Sandino weiß, daß er eine schwere Aufgabe vor sich hat, da die Indianer alles andere lieber tun als arbeiten. Aber er besitzt ein überzeugendes Mittel, um sie zur Arbeit zu zwingen: unumschränkte Gewalt über Tod und Leben. Wer nicht roden will, wird ebenso mit dem Tode bestraft wie derjenige, der die Chica, den einheimischen Zuckerrohrwein, länger als fünf Tage gären und zu einem berauschenden Getränk werden läßt.

Außer durch Urbarmachung will der einstige Rebellenführer die reichen Bodenschätze des Landes erschließen. In einigen Jahren soll der Bergbau dort ebenso blühen wie die Landwirtschaft. Einen hartnäckigen Gegner, das Fieber, hofft Sandino mit allen Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft zu besiegen. Er ist der Hoffnung, daß in wenigen Jahren sein Friedenswerk ihn als den „Kolonisator“ ebenso berühmt machen wird, wie er es als „General“ wurde. Nicht viele Parteigänger und Rebellenführer haben solchen Ehrgeiz gehabt.



Der „Tarzan“ von Tschubra.

„Tarzan von Tschubra“ nannte man einen offenbar geistesgestörten Mann, der in Ostserbien mehrere Monate lang in dem Wipfel eines mächtigen Baumes lebte. Jeder Versuch, ihn zum Herabsteigen zu bewegen, war zwecklos. Jeden Tag brachten ihm die Bauern aus der Umgegend Nahrungsmittel und Trinkwasser. In Gefäßen, die man an langen Stangen befestigt hatte, reichte man dem Baumbewohner die Speisen hinauf. Auf den Rat eines Bauern beschloß man eines Tages, den Baum zu fällen. Doch als man schon mit den Arbeiten begonnen hatte, klammerte sich der Irre angstvoll an den Zweigen fest und stieß immer wieder die Worte aus: „Die Erde tut mir weh!“ Man gab also diesen Plan auf und sann auf andere Mittel, „Tarzan“ von seinem luftigen Wohnsitz herunterzuholen. Am Fuße des Baumes wurden Nahrungsmittel niedergelegt, und einige junge Burschen aus dem nächsten Dorfe versteckten sich in der Nähe. Als die Dunkelheit hereinbrach, kletterte „Tarzan“ vorsichtig bis auf die niedrigsten Äste herunter. Dann klammerte er sich mit den Füßen an dem untersten Baumzweig fest und ließ seinen Körper herabpendeln, um die Lebensmittel zu ergreifen, ohne die gefürchtete Erde berühren zu müssen. In diesem Augenblick stürzten die Männer aus ihrem Versteck und ergriffen den Irren. Er wurde einer Heilanstalt überwiesen.

Das Tagebuch des letzten Zaren.

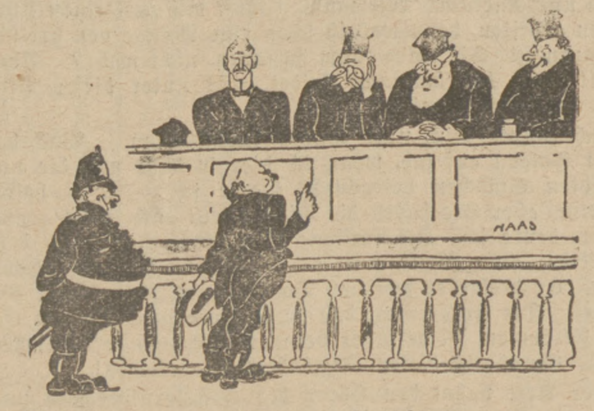
In Jekaterinburg, dem jetzigen Sverdlowsk, fand man im Keller eines Hauses das Tagebuch des letzten Zaren Nikolaus II. Am 16. Juni 1918 wurden hier der Zar, seine Gemahlin, seine Töchter, der Thronfolger und verschiedene Verwandte der kaiserlichen Familie von den Bolschewisten ermordet. Das jetzt aufgefundene Tagebuch befindet sich im Besitz russischer Emigranten in Lettland. Es soll Notizen enthalten, die der Zar in den Tagen seiner Gefangenschaft gemacht hat. Die letzten Eintragungen wurden kurz vor seiner Ermordung geschrieben.

Eine 120 jährige Riesin.

In Queenstown in Südafrika starb dieser Tage eine Negerin, die wegen ihrer Körpergröße und ihres hohen Alters in der ganzen Gegend bekannt war. Die Negerin ist 120 Jahre alt geworden und besaß die erstaunliche Körperlänge von 2,30 Meter. Sie hinterläßt elf Kinder, die ebenfalls sämtliche Mitbürger um Haupteslänge überragen.



Sein Umgang.



Richter: „Sie scheinen sehr schlechten Umgang zu haben!?“

Stromer: „Im Gegenteil — ich verkehre seit meiner Jugend fast nur mit Richtern und Staatsanwälten!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.